

Gott in der Stadt.

Herausforderungen an die Kirche im urbanen Raum

Villigst 1.10.11

1965 erschien ein Buch mit dem (deutschen) Titel: *Stadt ohne Gott*. Autor war ein junger amerikanischer Theologe, der vor wenigen Wochen in Berlin mit einer Ehrenpromotion geehrt wurde: Harvey Cox. Der (deutsche) Titel sollte provozieren – und tat es auch. Aber leider war er völlig falsch übersetzt, wohl mit Absicht, als Werbecoup, und der ging auf. Der amerikanische Originaltitel lautet: *The Secular City: Secularization and Urbanization in Theological Perspective*. Cox führte darin aus, dass die Rationalität, Funktionalisierung und Säkularisierung als Kennzeichen urbanen Lebens in der Großstadt selbst als Früchte des christlichen Glaubens zu verstehen sind. Christentum sei Aufklärung, sei Einübung des aufrechten Ganges, also Mut und Fähigkeit zur Übernahme von Verantwortung für Andere und für sich selbst, und darum auch Kritik und Entmachtung von Mythen und Ideologien usw. Das Buch fand reißenden Absatz und bestimmte lange die Diskussion – schließlich hatten wir die 60er Jahre, die meine Generation stark geprägt hat. Aufklärung und ein kritisches Denken, dazu befreiendes politisches Handeln in Solidarität mit den Unterdrückten, dies alles erschien auch uns als notwendige Konsequenz des christlichen Glaubens.

Bevor auch ich mich zu den sog. 68ern zählte, war ich aber ein sog. 65er! Denn 1965 erschien in Genf beim ÖRK eine von Jochen Margull, herausgegebene ebenfalls Epoche machende Schrift mit dem Titel *Mission als Strukturprinzip*.

In dieser Studie wurde gleichsam ein neuer Begriff von Mission geboren und durchgespielt. Pointiert gesagt: Hier wurde der Begriff *Mission* endlich auch aus theologischen Gründen entkolonialisiert. Dazu eine kleine Geschichte.

Billy Graham, der berühmte amerikanische Fernsehprediger und evangelikale Missionar, besucht in Basel Karl Barth. Dieser hatte 1933 den kirchlichen Widerstand gegen die Gleichschaltung der Kirchen mit organisiert und die sog. Barmer Theologische Erklärung von 1934 verfasst, die zur theologischen Basis der *Bekennenden Kirche* wurde.

Billy Graham zu Karl Barth: *Ich bin ja so froh, dass wir uns theologisch so einig sind!*

Barth, ganz überrascht, von einem Evangelikalen Fernsehprediger und Menschenfischer so viel Zustimmung zu bekommen, fragt zurück: *Wie meinen Sie das? Worin sind wir uns einig?*

Graham: *Ich bin ja so froh: wir Beide bringen doch Gott zu den Menschen!*

Barth: *Ich bin nicht sicher, ob wir da einig sind: Gott ist doch längst bei den Menschen!*

Ganz in diesem Sinn hat später der katholische Befreiungstheologe Leonardo Boff die Formel geprägt: *Gott kommt früher als der Missionar!* Zurück zu dem berühmten Buchtitel: *Stadt ohne Gott!* Nein! - kann man dazu nur sagen: *Gott ist in der Stadt* - vor dem Missionar und auch vor dem Papst. Und wieder ist zu fragen: In welcher Stadt? In jeder Stadt?

In Jerusalem, Athen und Rom, aber doch auch in Dortmund und in Schwerte? Gewiss. Aber in jeder Stadt ist Gott wohl auch anders präsent. Was aber heißt das?

Darüber wollen wir gemeinsam nachdenken.

Meine *Arbeitshypothese* ist nun folgende: *Die europäische Stadt vereint in sich Impulse aus Jerusalem, Athen und Rom. Wer diese Impulse aufspürt, kann die gegenwärtigen Herausforderungen für die Stadt und die Kirche tiefer verstehen und dann vielleicht auch besser auf die gegenwärtigen Herausforderungen reagieren.*

Darum begeben wir uns jetzt erst einmal auf die Reise durch die zentralen Impulsgeber der europäischen Stadt und fragen nach Gott in Jerusalem, in Athen und in Rom.

I. Gott in Jerusalem

Ein erster Blick auf Jerusalem: Wer heute an der Klagemauer in Jerusalem jüdische und christliche Pilger sieht oder sich ihr selber nähert, der erlebt, wie orthodoxe Juden, ihren Oberkörper rhythmisch im Takt vor und zurück beugend, ihre Lob- und Klagelieder, also Psalmen intonieren.

Christen beten leise oder schreiben kleine Zettel und verstecken sie in den Ritzen zwischen den großen ockerfarbigen Sandsteinquadern, aus denen die Mauer des herodianischen Tempels erbaut war und von dem nur noch eine einzige Wand – eben die Klagemauer – stehen geblieben ist. Wenn man die Szene von etwas weiter weg betrachtet, dann sieht man auf dem eigentlichen Plateau des Tempelberges die große goldene Kuppel der Al Aqsa Moschee, in die die Muslime vom Muezzin zum Gebet gerufen werden.

In der Entfernung von wenigen 100 Metern beten in verschiedenen Sprachen Juden, Christen und Muslime zu Gott – in der Stadt Jerusalem bzw. in Al Kuds, zu Allah, wie die Palästinenser sagen, Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr um Jahr. Es sind Gebete *im Angesicht der Anderen, aber wohl selten genug auch Gebete für die Anderen.*

Gott gehört nicht den Christen, nicht den Juden, nicht den Muslimen allein.

Zu Gott können wir, um mit Fulbert Steffensky zu sprechen, nur in unseren eigenen religiösen und persönlichen Dialekten beten und sprechen. Dabei sind die sog. monotheistischen Religionen ja gewiss nicht nur historisch miteinander verwandt.

Wir sprechen heute von *Gott in der Stadt* und *Gott in der Kirche im christlichen Verständnis.* Aber wir müssen, um Gottes und um unserer Nachbarn willen wissen: *Gott ist und bleibt das Geheimnis der Welt.* Man kann eigentlich nur *zu Gott sprechen, nicht über Gott. Und dies nur in den eigenen Dialekten – wissend, dass andere in anderen Dialekten zu Gott sprechen.*

Karl Barth hat es, darin ganz nah bei Luther immer wieder eingeschärft: *Für Christen ist Jesus Christus das aufgedeckte Antlitz Gottes.* Und dieser Christus hat als letzten Satz des Evangeliums nach Matthäus, gleichsam als Testament gesagt: *Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende* (Mt. 28,20).

Damit stellt sich Jesus Christus in die Tradition früherer Verheißungen, von denen im Ersten Testament schon die Rede ist. So segnet Gott Noah nach dem Ende der Sintflut und verspricht: *Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Und Gott sagte zu Noah und seinen Söhnen mit ihm: Siehe ich richte mit Euch einen Bund auf und mit euren Nachkommen... Und das ist das Zeichen des Bundes, den ich geschlossen habe zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier auf Ewig: Meinen Bogen habe ich in die Wolken gesetzt. Der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde... (1.Mos.9)*

Diese Zusage gilt nicht nur Juden, nicht nur Christen und Muslimen, sondern allen Menschen, ja allem Getier, der ganzen Erde. Und zugleich ist sie eine klare Ansage: Der Mensch ist und bleibt Geschöpf Gottes, obwohl er *böse ist von Jugend auf.*

Das ist wichtig für unser Stadtthema: Denn *die göttlich sanktionierte Ordnung der Natur: die Jahreszeiten mit Frost und Hitze, mit Sommer und Winter, mit Tag und Nacht, mit Saat und Ernte bleiben gültige Rahmenbedingung auch des Lebens in der Stadt. Und diese Eckpfeiler unsers kreatürlichen Lebens sind Zeichen der Güte Gottes, seines Bundes.*

Wer sich an diesen spätsommerlichen Tagen an den Sonnenstrahlen wärmt oder die Sonnenauf- oder Untergänge in ihrer Pracht sieht, den mag es zu Recht danach gelüsten, den Schöpfer des Himmels und der Erde zu loben und preisen. Aber damit wird nicht geleugnet:

Das Böse *ist* in dieser Welt, in dieser Stadt, in jedem Menschen, *von Jugend auf*. Die Option für das Böse ist der Preis der Freiheit.

Im Einklang mit der Schöpfung leben heißt beides: Die Natur als Schöpfungsgut zu pflegen und zu bewahren, aber auch sich selbst als Geschöpf in seiner Ambivalenz und Endlichkeit anzunehmen, also nüchtern und realistisch damit zu rechnen, dass wir Menschen auch böse - von Jugend auf sind. Es gibt keine reine Natur in dieser Welt. Auch zwischen den Tieren und Pflanzen gibt es Mord und Totschlag – wie Liebe und Zärtlichkeit ebenfalls.

Aber gerade mit dieser ambivalenten Schöpfung hat Gott einen ewigen Bund geschlossen.

Das hebräische Wort für Bund: *berith* meint ein Versprechen Gottes, das eine Brücke baut wie der Regenbogen: Ich, Gott, bin bei Dir Mensch. Du ahnst, dass Du geschaffen bist, dass die Schöpfung mit dir weiter geht. Du ahnst Deine Herkunft. Was immer auch geschieht im Leben und im Sterben. Du bleibst mein Geschöpf. *Jedes Geschöpf, jeder Mensch darf nie ohne meinen Segen, ohne meine Liebe gedacht und behandelt werden.*

Jerusalem steht hier für eine Tradition, der wir eine theologische Begründung der unverlierbaren Würde jedes Menschen verdanken. Also schon im Noahbund, der alle Menschen, ja Erde und Getier impliziert, sind die Bewahrung der Schöpfung und universale *Menschenrechte* impliziert. Die Erwählung Abrahams und seiner Nachkommen und die Gottessohnschaft Jesu Christi und die in ihm gründenden Verheißungen für alle Welt erweitern und vertiefen das Verständnis des Gottesbundes mit seinen Geschöpfen.

Damit ist zugleich eine Brücke zwischen biblischen Basistexten der jüdisch-christlichen Tradition und den Grundrechten des Grundgesetzes wie auch der Erklärung der Menschenrechte der UNO geschlagen. Diese Brücke ist die Basis alles sinnvollen Redens von der Präsenz Gottes als Zusage und Herausforderung für das Gemeinwesen und die Kirche.

II. Gott in Athen

Wir gehen jetzt mit dem Apostel Paulus ins antike Athen. Dort auf der Agora, auf dem Marktplatz, herrscht reges Treiben. Paulus ist hierher gekommen, um auch hier seine Mission zu erfüllen. Er ist in einer für ihn neuen, fremden Welt. Er begegnet einer multireligiösen und zugleich durch Philosophie und Demokratie geprägten Großstadt. In der Apostelgeschichte (17.16ff.) lesen wir darüber folgendes:

Paulus ergrimmte, als er die Stadt voller Götzenbilder sah. Und er redete zu den Juden und Gottesfürchtigen in der Synagoge, auch auf dem Markte alle Tage zu denen, die sich hier einfanden. Etliche Philosophen aber, Epikureer und Stoiker, stritten mit ihm. Und etliche sprachen: Was will dieser Schwätzer sagen? Etliche aber: Es sieht aus, als wolle er fremde Götter verkündigen...

Sie nahmen ihn aber und führten ihn auf den Areopag und sprachen: Können wir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, die du lehrst? Denn Du bringst etwas Neues vor unsere Ohren: so wollen wir gerne wissen, was das sei...

Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr in allen Stücken gar sehr die Götter fürchtet. Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer gesehen und fand einen Altar, darauf war geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt.

Gott, der die Welt gemacht hat und alles was darinnen ist, Er, der ein Herr ist des Himmels und der Erde, **wohnt nicht in Tempeln** – mit Händen gemacht, und er lässt sich nicht von Menschenhänden dienen, als bedürfe er jemandes, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt....

Zunächst müssen wir den merkwürdigen Ortswechsel erklären, der hier stattfindet: Paulus begegnet den Philosophen auf dem Marktplatz. Das ist öffentlicher Raum. Hier wird verkauft und gekauft. Hier wird getrunken und gegessen und geklönt. Hier gibt es Musik und gewiss

auch Diskussionen. Der Marktplatz ist *der* allgemeine Treffpunkt. Wer etwas Neues erfahren will geht auf den Markt – damals wie heute. Hier begegnet Paulus Einheimischen wie Fremden, Touristen, aber eben auch Diskutanten, z.B. Philosophen aus unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Schultraditionen: Epikureern und Stoikern.

„Furcht, Schmerz und Begierden sind für Epikur (4.Jhd.v.Chr.) die drei großen Klippen, die umschifft werden müssen, damit dauerhaft Lebenslust und Seelenruhe herrschen können. Bezüglich der Furcht sind es vor allem zwei Motive, mit denen Epikur sich auseinandersetzt: Furcht vor den Göttern und Todesfurcht. Ein zentrales Anliegen Epikurs war sein Kampf gegen die Vorstellung, dass Götter in das Weltgeschehen und insbesondere in die menschlichen Schicksale eingreifen, dass ihr Zorn zu fürchten ist und sie daher durch Opfer und Gebete beeinflusst werden müssen. Er verwarf dies als Aberglauben und beseitigte damit die Gottesfurcht... Ebenso bemühte sich Epikur um die Behebung der Furcht vor dem Tod. Er argumentierte, dass der Tod gar keinen Anteil am individuell erfahrbaren Leben hat.“ (Wikipedia: Epikur)

Zur Stoa nur folgende einprägsamste Kurzformel, die wir dem Kaiser Mark Aurel verdanken: „Alles ist wie durch ein heiliges Band miteinander verflochten. Nahezu nichts ist sich fremd. Alles Geschaffene ist einander beigeordnet und zielt auf die Harmonie derselben Welt. Aus allem zusammengesetzt ist eine Welt vorhanden, ein Gott, alles durchdringend, ein Körperstoff, ein Gesetz, eine Vernunft, allen vernünftigen Wesen gemein, und eine Wahrheit, so wie es auch eine Vollkommenheit für all diese verwandten, derselben Vernunft teilhaftigen Wesen gibt.“ (Selbstbetrachtungen VII, 9):

Diese Philosophen drängen Paulus zu einem Ortswechsel, der symbolträchtig ist. Die ausführliche Predigt des Paulus, gleichsam seine Antwort auf die Epikureer und Stoiker, findet nun an einem anderen Ort in Athen statt, nämlich auf dem *Areopag*

„Der *Areopag*, ist ein nordwestlich der Akropolis gelegener, 115 Meter hoher Felsen mitten in Athen. In der Antike tagte hier der oberste Rat, der gleichfalls *Areopag* genannt wurde. Der Rat war die älteste Körperschaft der Stadt; seine Geschichte reicht bis in die mythische Frühzeit Athens.“ (Wikipedia).

Zwei Anmerkungen dazu:

1.) Die höchste Autorität siedelten die Athener auf dem höchsten Berg der Stadt an. Das ist eine im ganzen Orient verbreitete *geographische- symbolische Anordnung*: Oben, den Göttern nah, darf nicht gelogen werden! Was hier entschieden wird im Rat – soll den Segen der Götter erhalten.

2.) Den Dialog mit den Göttern, also Ausübung der *Religion begegnet man an mindestens drei unterscheidbaren Orten*:

a) Auf der *Agora*, auf dem Markt, *also in der informellen Öffentlichkeit der Stadt*.

b) In den Tempeln, *also im Kult*.

c) Auf dem *Areopag*, *also im Bereich des Politischen, des Rechtswesens und der sanktionierten Tradition, die auch die Mythen der Stadt impliziert*.

Paulus berücksichtigt in Athen alle drei Orte, die wir auch jeweils als *Sitz im Leben* bezeichnen können. Dass Gott in der Stadt präsent ist, setzten wir bislang schon voraus, indem wir Gottes Bund ernst nehmen. In Athen wird nun illustriert und exemplarisch konkretisiert: *Wo begegnen wir dem Heiligen, den Göttern, also der Religion in der Stadt*. Paulus hat offenbar keine Berührungsängste. Er lässt sich auf die traditionellen Orte ein.

Summarisch gesprochen stellt Paulus in seiner Predigt drei Thesen vor, auf die es mir für unseren Zusammenhang entscheidend ankommt.

1.) Alle Menschen sind mit einander verwandt, stammen doch alle von dem ersten Menschenpaar ab, das Gott geschaffen hat. Das gibt die Tradition vor. Aber Paulus steigert diese Auszeichnung noch, indem er, ein Dichter Wort aufnehmend, behauptet: *Wir sind alle göttlichen Geschlechts*. Daraus folgert eine prinzipielle Gleichwertigkeit, aber keine Gleichheit, sind wir doch alle Unikate. *Unsere Individualität ist selbst der Ausweis unserer Geschöpflichkeit*, die auf den Schöpfer verweist. Ergo: *Wir sind Töchter und Söhne Gottes*. Darum gibt es eine universale Menschenwürde, die jedem Menschen zusteht. Und das zeigt sich in einer unverlierbaren Sehnsucht, die alle Menschen in sich tragen: Die Suche nach dem Heiligen, das größer ist als wir selbst. Modern gesprochen: Religion gehört zur konstitutiven Grundausstattung des Menschen.

2.) Dann folgt der entscheidende Paukenschlag *gegen die Götterwelt Athens* und zumindest auch gegen die Epikureer: *Dieser Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir.* (Apg.17,28) Dies auszulegen bedürfte eines eigenen Vortrages. Hier sei nur auf eine entscheidende Folgerung daraus hingewiesen: *Es gibt für Christen keine „Gottfreien Zonen“*. Es gibt – von Gott aus gesehen – auch keine Gottlosigkeit. Auch nicht im Tode. Dafür stehen Kreuz und Auferstehung Jesu Christi.

3.) Aus beiden Thesen ergibt sich eine neue Begründung der Ethik: Die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten gehören prinzipiell zusammen. Paulus, dieser jüdische Gelehrte und christlicher Theologe denkt beim sog. Doppelgebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten aber nicht an ein juristisches *Gesetz*, sondern an das Evangelium von zwei Weisungen, genauer: Wegweisungen. Denn das hebräische Wort für *Gebot, Tora, heißt eigentlich Weisung, Wegweisung*. Und damit schließt sich die hier dargelegte jüdische wie christliche Argumentationsfigur: Aus dem Bund Gottes mit seinen Geschöpfen, dafür steht der Regenbogen, folgern zwei Wegweisungen: *Liebe Gott*, Deinen Schöpfer, der dir das Leben gibt und *liebe Deinen Nächsten wie dich selbst*, denn er ist wie Du Gottes Geschöpf. Auf solchen Wegen liegt Segen: ihr werdet das Leben in seiner Fülle erfahren. Ihr werdet in einem Land leben, in dem Milch und Honig fließen und Gott wird Euer Gott sein. Wenn ihr aber diesen Wegweisungen nicht folgt, hat auch dies Konsequenzen: Ihr fallt zurück in die Knechtschaft, aus der Gott Euch befreite. Paulus in Athen, das ist eine Botschaft, die bis heute gilt und aktuell ist.

Exkurs: Der Kreislauf politischer Systeme – frei nach Aristoteles.

Griechenland, diesem derzeit gebeutelten Staat, verdanken wir die Idee der Demokratie sowie Praxiserfahrungen der gelebten und der scheiternden Demokratie.

Welche Folgen es hat, wenn eine Demokratie scheitert? Aus der Geschichte und der eigenen Erfahrung erwuchs – frei variiert – folgendes Szenario:

Die Demokratie ist die höchste Staatskunst. Aber sie kann verkommen zur **Plutokratie**, der Herrschaft der Reichen. Da die Reichen einander Konkurrenz machen und die Konkurrenten freundlich oder feindlich übernehmen, wird aus der Plutokratie die **Oligarchie**, die Herrschaft der Wenigen (Wir assoziieren bei diesem Stichwort zu Recht Russland und andere Staaten). Wenn die nur noch dem Schein nach funktionierende Demokratie zur Oligarchie verkommen ist, dann ist es nicht weit bis zur **Diktatur**. Aber damit sind wir noch nicht am tiefsten Punkt angekommen: Denn Diktatoren aller Länder und Zeiten dulden keine Gegenspieler. **Ergo wird aus dem Diktator ein Tyrann.** Die Tyrannei zerstört das Gemeinwesen. **Aber letztlich zerstört die Tyrannei auch sich selbst.** Meist wird der Tyrann ermordet oder vergiftet, selten genug kann er eines natürlichen Todes sterben. Zurück zur Tyrannei, die sich letztlich aber auch selbst zerstört, aber dabei ein ungeahntes Unheil und unendlich viele Opfer in Kauf nimmt.

In der Solidarität der Opfer bzw. ihrer Angehörigen wird wieder die Gleichberechtigung der Menschen erkannt. Aus ihrer Solidarität kann wieder die **Demokratie** geboren werden.

Soweit die Andere, politische Athener Botschaft, die Paulus höchst wahrscheinlich kannte.

Wenn wir die alte und die aktuelle politische Botschaft Athens: die prinzipielle Gefährdung der Demokratie als Gemeinwesen mit der jüdisch-christlichen Botschaft des Doppelgebots der Liebe koppeln, dann sind wir wieder mitten in unserem Themas: *Denn die Demokratie wurde in der Stadt geboren*. Die Ratsverfassungen der Städte waren auch im Mittelalter unter dem Dach der Krone des Heiligen römischen Reichs Deutscher Nation bis 1806 gleichsam *demokratische Inseln*.

Die Kommunalverfassungen haben eine lange Tradition. Ihre stadtpolitische Bedeutung wurde in Preußen erst wieder zur Geltung gebracht, als Preußen fast am Boden lag, nach der vernichtenden Niederlage Preußens in der Doppel-Schlacht bei Jena und Auerstedt gegen Napoleon am 14. Oktober 1806. *Aber Niederlagen sind auch Geburtsorte des Neuen*.

Die sog. Stein-Hardenbergschen Reformen aus dem Geist der Aufklärung in Preußen zeugen davon. Wilhelm von Humboldt leitete Reformen im Bildungsbereich ein: 1810 wurde die Berliner Universität gegründet. Die Idee der Volkskirche, aus Rebellion gegen die Obrigkeitskirche des Staates und gegen die Herrschaft der Orthodoxie erwachsen, wurde von Schleiermacher aufgegriffen. Den Zusammenhang der Reformkomplexe – auch das Heer wurde durch Scharnhorst reformiert - machte Gneisenau deutlich, als er meinte, „*Preußen müsse sich auf den dreifachen Primat der Waffen, der Wissenschaft und der Verfassung gründen*“.

Niederlagen sind auch Geburtsorte. So war es 1918, 1945 und 1989 ebenfalls.

Das Kreuz Christi erscheint wie eine buchstäblich vernichtende Niederlage, ist aber *sub contrario*, wie Luther sagt, *im Gegenteil der Sieg über den Tod und die Todesmächte: Auferstehung von den Toten*. Was bedeutet das für die Frage nach Gott in der Stadt? Die Antwort von Paulus ist eindeutig: „*Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist Dein Sieg?... Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gibt durch unseren Herrn Jesus Christus*“ (1. Kor.15, 55 u.57). Das bedeutet für unsere Frage nach Gott in der Stadt allemal dies: Niemanden aufzugeben, sondern in einer größeren Hoffnung leben!

III. Gott in Rom

Papa ante portas - Lorient sprichwörtlich gewordener Titel seines berühmten Films von 1981 zitierten viele vor dem Papstbesuch in Deutschland. Zu Recht, denn der Papst ist der Papa, der Vater. Lorient griff aber ein ganz anderes Zitat auf für seinen Filmtitel, nämlich das altrömische Schreckenswort: *Hannibal ante portas*, also der Feind (aus Karthago) steht vor den Toren Roms. Der Papst vor den Toren Deutschlands und den Toren der Protestanten ist weder ein Feind noch eine Bedrohung. Aber bedrohlich für beide große Kirchen ist es schon, was in diesem Wort: *Papa ante portas* mitschwingt: Das Patriarchale, das autoritär Väterliche. Beiden Kirchen hing sehr lange, der katholischen Kirche wohl bis heute, ein gravierendes Image an: *Hier herrschen Männer. Hier kann man, ja, hier soll man nicht erwachsen werden. Papa und dann der Pfaffe haben hier das Sagen*.

Zwar ist der antifeministische Affekt, den viele Kritiker den Kirchen unterstellen, etwas abgeklungen, zumindest im evangelischen Bereich. Dorothee Sölle und den Bischöfinnen Maria Jepsen und Margot Käßmann sei Dank. Aber der Verdacht, dass Laien wirklich ernst genommen werden, wenn es drauf ankommt, nämlich in Fragen der Ethik und der Glaubenslehre, der ist – in beiden großen Kirchen – geblieben, wohl nicht ganz zu Unrecht. Rom steht bis heute für eine in 2000 Jahren gewachsene und in Rechtsnormen fixierte und sanktionierte Hierarchie, für ein monarchisches Autoritätsgefälle, die der (römischen) Kirche, Stabilität und Macht sichern, die aber das Gegenteil einer basisdemokratischen und einer

gleichberechtigten Lebensform von Frauen und Männern sind. Daran wird sich auch aller Wahrscheinlichkeit nach auf absehbare Zeit nichts ändern. Dem jetzigen Papst stehen die orthodoxen Kirchen des Ostens näher als alle Kirchen der Reformation. Warum?

Papst Benedikt XVI. sagt es in aller Deutlichkeit: Der Protestantismus ist *pluralistisch* konstruiert – aber es gibt nur *eine* Wahrheit. Darum ist in Wahrheitsfragen der *Pluralismus* die Vorstufe des *Relativismus*. Der Relativismus aber ist im Kern eine *Vorform* des säkularen *Atheismus*. Kennzeichen dieses Relativismus ist eine rein formal gedachte und gelebte Toleranz, die alles und jedes irgendwie duldet, der im Extrem alles egal ist. Diese Haltung ist in der Tat a-theistisch, gottlos, weil sie sich von allem und jedem, quasi tolerant, abschottet und nur dem eigenen Ego folgt. Wer wollte bestreiten, dass es diese Phänomene und Prozesse gibt?

Der kämpferische Atheismus weiß jedenfalls um die Macht und Kraft der Religion. Mit dem lohnt jede Auseinandersetzung. Aber der „*ist mir doch alles(scheiß-) egal*“- *Mentalität* gegenüber ist man als religiöser und politischer Mensch erst einmal am Ende. Sie entlarvt sich freilich in ihrer vulgären Variante selbst: *Du stinkst mir*. Aber moralische Entrüstung übersieht, dass diese inhumane Abwertung eines Anderen oder von Allem oft genug nur die Abreaktion der Selbstaufgabe oder der gesellschaftlichen Ausgrenzung ist. Gerade aber auch solche oft verzweifelten Menschen, die sich und Andere in den Dreck ziehen, oft genug, weil sie von der Gesellschaft ausgeschlossen und aufgegeben wurden, sind und bleiben Gottes Söhne und Töchter. Sie sind vor Gott und in der Stadt als *Schrei, als Aufschrei zu verstehen*. Auch hier gilt: Kein Mensch darf ohne Gott gedacht werden! Darum ist kein Mensch ein hoffnungsloser „Fall“, sondern ein Mensch, der *verstummt ist oder schreit*. Gemäß dem Evangelisten Matthäus, Kap.25,31ff, der Geschichte vom Weltgericht, werden wir alle gefragt, ob wir solche stummen oder lauten Schreie hören, weil gerade in ihnen auch Christus incognito präsent ist.

Der Papst sieht sich als Wahrer der *einen* Wahrheit des Glaubens. Den will er schützen. Der Zeitgeist ist der Feind - jedenfalls meistens. Die Wahrheit ist aber ewig. Dafür einzustehen gegen alle Stürme, das sieht er wohl als seine Aufgabe. Und darin ist er vielen orthodoxen Positionen in den östlichen Kirchen sehr nahe. Dies ist eine in sich geschlossene, heroische und einsame Position. Ist sie nicht zugleich eine fundamentalistische Position? Das kann hier nicht diskutiert werden. Anfragen müssen hier genügen:

Ist die göttliche Wahrheit nicht als *lebendige Wahrheit* zu verstehen? Ist die Wahrheit Jesu Christi nicht gerade die Eröffnung eines Raumes der Liebe, der Hoffnung, und dann auch des Glaubens? Ist die Erfahrung der göttlichen Liebe nicht zu allererst ein Widerfahrnis, gleichsam ein Wunder der gewährten Begegnung, die dann Hoffnung entzündet und der Glaube dann etwas nachvollzieht und klärt, was zuvor heilvoll erlebt wurde?

Haben diejenigen, die in der Erfahrung der praktizierten und akzeptierten Nächstenliebe eine Erfahrung für beide Seiten sehen, in der der Geist Jesu Christi präsent ist, nicht Anteil an dem schöpferischen Wunder einer „*Auferstehung zum Leben*“ z.B., wie eben ausgeführt, bei denen, die sich selbst – und dann auch Andere aufgegeben haben? Ist nicht die Wiederkehr von Glaube, Liebe und Hoffnung bei Menschen die sich aufgegeben hatten, als *Auferstehung von den Toten, als Christus- oder Gottespräsenz in der Stadt zu verstehen*? *Dies kann nicht mit Kategorien des Rechts angemessen erschlossen werden, zielt aber gleichwohl darauf, dass Menschen wieder zurecht kommen und ihr eigenes Lebensrecht wieder als Güte entdecken können. Die Wahrheit des Glaubens bleibt ein lebendiges Geheimnis und ist mit den Mitteln des Rechts nicht einzuhegen oder zu bewahren.*

Das ist vermutlich das besondere Erbe Roms als politische Weltmacht über Jahrhunderte und des Vatikans als religiöse Weltmacht über Jahrhunderte: Das Recht des Rechts, kodifiziert und kontrolliert, bleibt die Basis aller politischen und religiösen Institutionen.

Aber: Das durch die Erfahrung der Liebe Gottes befreite Gewissen des Individuums ist rechtlich zwar zu schützen, transzendiert aber die Macht des positiv gegebenen Rechts unter

Berufung auf Gott. Das war und ist die Position vieler christlicher Märtyrer zu allen Zeiten gewesen. Insofern gibt Rom uns eine doppelte Aufgabe auf: das Recht des Rechts zu wahren und es vor der Selbstüberhöhung zu bewahren, als wäre alles rechtlich regelbar. Glaube, Hoffnung und Liebe, das Geheimnis der göttlichen Wahrheit setzt dem Recht des menschlichen Rechts auch eine Grenze.

Darum ist auch die Präsenz *Gottes in der Stadt* nicht fixierbar. Das ist Herausforderung und Verheißung zugleich für die Kirchen wie für das Gemeinwesen, die Stadt.

IV.

Gott im Ruhrgebiet, in Dortmund und Schwerte z. B.

Damit stehen wir endlich gleichsam in den eigenen Toren und fragen nach Gott in Dortmund und Schwerte und nach den Herausforderungen an die Kirche im urbanen Raum hier.

Die eigentliche Arbeitshypothese dieser Ausführungen – wir begegnen in der europäischen Stadt bis heute Jerusalem, Athen und Rom - muss sich nun bewähren: Haben sich die Umwege über diese Metropolen gelohnt? Können wir unser eigenes Gemeinwesen jetzt vielleicht doch besser verstehen und kann das Gespräch mit Ihnen auch heute noch Wegweisendes erbringen?

Darum dreimal nun die gleiche Frage: Was bringen wir aus Jerusalem, aus Athen und aus Rom mit hinein in unsere Städte?

Was bringen wir aus Jerusalem mit?

Ich denke, es sind folgende Einsichten, die uns die Jerusalemer Tradition übermittelt.

- 1.) Jerusalem war schon immer multireligiös und multikulturell geprägt. Jerusalem ist die *Heilige Stadt* der drei monotheistischen Religionen. Hier ist das Original. Davon kann auch hier und heute in der Metropolregion Ruhrgebiet und anderswo gelernt werden. Denn diese Situation ist in Deutschland immer noch vielerorts gewöhnungsbedürftig.

Die Zeiten mit evangelischen oder katholischen Milieus sind endgültig vorbei. Und viele sehen, genauer fühlen das als Verlust überschaubarer, gleichsam kuscheliger Heimat-Welten. Vergessen werden dabei die historischen Gründe für diese konfessionell geschlossenen Welten. Sie gehen auf die Einigungsformel der Kontrahenten im Westfälischen Frieden von 1648 nach dem 30jährigen Krieg zurück. Die Einigungsformel hieß bekanntlich: *cuius regio eius religio* – *Wessen das Land ist, dessen Religion gilt hier*. Der jeweilige Landesherr legt seine eigene Religion als verbindlich für alle Untertanen fest. Von heute aus gesehen ist diese religiös- konfessionelle Zwangsverordnung eine Ungeheuerlichkeit.

Diese Formel war 1648 zwar ein Fortschritt, der erst einmal Frieden stiftete. Sie hatte zur Folge, dass es zu kleinen oder größeren religiös- konfessionellen Völkerwanderungen im deutschsprachigen Reich kam.

Woher kommt die Idee, dass man seinen Untertanen eine bestimmte Religion, natürlich immer die eigene, einfach verordnen kann? *Es ist die Logik des Dreiklassenstaates verbunden mit der Ideologie des klassischen Patriarchats*. Der Vater hat das Sagen, aber er trägt eben auch die Verantwortung für alle Untergebenen, auch für ihr Seelenheil. Seine Herrschaft galt als Ordnung der göttlichen Schöpfung. Wenn aber der Patriarch, der Vater zum Repräsentanten Gottes wird, dann gefährdet der die Welt, der ihm nicht gehorcht.

Der preisgekrönte Film: *Das weiße Band* hat dieses Erbe, das bis 1918 offiziell zur Staatsraison gehörte, grandios und erschreckend, gerade auch im Blick auf die Macht und Kälte einer autoritären Pädagogik der Erziehung zur Tugend und zur Kirchlichkeit und die Wunden und die Grausamkeit, die diese Patriarchatslogik zeitigt, dargestellt und entlarvt.

Die Kirche als Stütze eines Obrigkeitsstaates wirft bis heute ihre langen Schatten.

Friedrich der Große sagte bekanntlich im Blick auf die Pressfreiheit:

Gazetten dürfen nicht genieret werden. Und die Reformatoren, die viel vom Gewissen des Einzelnen gewusst haben, vertraten viel früher eine ähnliche Position:

Gewissen dürfen nicht gezwungen werden.

- 2.) Staat und Kirche müssen die Gewissensfreiheit nicht nur respektieren, sondern garantieren, selbst dann, wenn es die eigene Machtbasis schmälern könnte. 1648 war man noch nicht so weit.
- 3.) Geschlossene (deutsche) evangelisch- und katholisch-konfessionelle Milieus, die auch verschiedene soziale Schichten umfassen, wird es in absehbarer Zeit immer weniger geben.
- 4.) Dafür wird es wieder stärkere ethnische und extrem unterschiedene Reichtums- und Armuts-Milieus geben. Solche Gruppen haben natürlich auch weiter bestimmte religiöse Merkmale, z. B. türkisch-muslimischer, polnisch-katholischer oder afrikanisch-evangelikaler Art.
- 5.) Metropolregionen repräsentieren gleichsam die ganze Welt im Kleinen. Darum wird der Stadtfriede störanfälliger. Zwischen sich abschottenden sozialen und ethnischen Milieus werden im wahrsten Sinn Dolmetscher und Mediatoren entlang der ethnischen, religiösen und sozialen Grenzen gebraucht. Ansonsten drohen lokale Konflikte, die schnell eskalieren können. Wer organisiert solche Friedensstifter?
- 6.) Die multireligiöse und multiethnische Ausdifferenzierung im urbanen Raum bleibt (aus meiner Sicht) die größte Herausforderung für die Metropolregion und ihre Städte. Dies kann mit kommunalen Maßnahmen allein nicht gelöst werden. Neben den ökumenischen Arbeitsgemeinschaften der christlichen Kirchen brauchen wir eine Kultur interreligiöser Gespräche und einen daraus erwachsenden Interreligiösen Rat der Religionsvertreter in jeder größeren Stadt, etwa nach dem Muster, das sich in den Niederlanden herausgebildet hat. Dabei kommt den drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam eine Schlüsselrolle zu. Dies ist ein langwieriger und schwieriger Prozess – aber er fördert letztlich die Toleranz und den Respekt vor ihren unterschiedlichen Religionskulturen.
- 7.) Das vielleicht wichtigste, was wir von Jerusalem und der jüdischen Tradition mit in unsere Städte einbringen könnten, ist das Verständnis von Gebot und Gesetz als Wegweisung, für das z.B. Martin Buber gerade im Blick auf Jesus von Nazareth warb. Der innere und äußere Zusammenhang von Gottesliebe und universaler Nächstenliebe bzw. in umgekehrter Reihenfolge ist ein Schlüssel für das Spezifische und die Nähe der jüdischen und christlichen Religion.
- 8.) Gott braucht keine Tempel und Kirchen, Synagogen oder Moscheen. Aber wir Menschen brauchen sie. Die Sphäre des Heiligen und die Sphäre des Profanen sind darum nie eindeutig und endgültig unterscheidbar. Im Respekt vor dem Nächsten als universalem Prinzip ist der Respekt vor Gott impliziert wie umgekehrt im Respekt vor Gott der Respekt für seine Geschöpfe impliziert ist. Wo dies praktiziert wird, wird Religion auch wieder als produktiver Faktor in der Entwicklung des Gemeinwesens anerkannt werden.

Was bringen wir aus Athen mit?

- 1.) Die demokratische Verfassung der Stadt als Rahmen, politische Prozesse zu steuern und damit auch die Frage, ob nicht auch die Religionsgemeinschaften in ihren je eigenen Strukturen mehr Demokratie wagen sollten.
- 2.) Sodann die Neugier und Dialogkultur auf dem Markt und auf dem Areopag und in den Kultstätten. Ohne philosophisch-theologische Neugier der geistigen Eliten Athens und

anderer Städte hätte das Christentum vermutlich uns Nordlichter, wenn überhaupt, dann wesentlich später erreicht. Der Zusammenhang von Dialog, Kult und Kultur gehört zum verpflichtenden Erbe Athens auch hier und heute.

Notabene: Wer sich einmal – ganz unabhängig von der NS-Propaganda und dem NS-Trauma – mit der germanischen Götterwelt beschäftigt hat, wird zustimmen, um wie viel ausdifferenzierter und tiefsinniger, und auch im Blick auf die Ethik um wie viel humaner die jüdisch-christliche Tradition ist als die germanische.

3.) Der Kreislauf der Herrschaftsformen von der Demokratie bis zum Tiefpunkt, der alles, auch sich selbst zerstörenden Tyrannei und die „Auferstehung“ der Demokratie durch die Wiederentdeckung der Solidargemeinschaft. Analoge Prozesse des Kreislaufes von Herrschaftsformen bis hin zu vernichtenden Niederlagen als Geburtsorten des Neuen gibt es auch im kleineren gesellschaftlichen Rahmen, z.B. in Parteien und Verbänden, in Schulen und Fabriken, in politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Gremien - und nicht zuletzt auch in Familien, ja selbst in der eigenen Biographie, im Kampf mit sich selbst..

Was bringen wir aus Rom mit?

1.) Das Recht des Rechtes – aber auch dessen Grenze für religiöse Kommunikation. Die Formel: roma locuta – causa finita (Rom hat gesprochen, die Sache ist erledigt) ist – als autoritatives Wort - in Fragen des persönlichen Gewissens und des eigenen Glaubens nicht mehr zukunftstauglich.

2.) Die Rolle der Weltstadt und ihrer Leitkultur für Politik und Religion. Roms zivilisierte die *barbarische Welt des Landes*. So war das (Groß-)Stadtleben immer Vorreiter für Bildung, Kultur und Zivilisation. D.i. bis heute an den Städten des Rheingrabens (und darüber hinaus) ablesbar. Auch heute gehen die Innovationen von den Städten aus. Es ist zu vermuten, dass Erneuerung und Revitalisierung des Christentums oder eine weitere Erosion der Kirchen und Religionsgemeinschaften sich letztlich in den Städten entscheidet. Wenn das stimmt, hätte dies erhebliche Konsequenzen für die Steuerung kirchlicher Präsenz in den Landeskirchen.

3.) Die Identifikation stiftende Rolle der Kirchen als gebauten Glaubenszeugnissen und als spezifisches Wahrzeichen ihrer Städte. St. Peter in Rom, der Kölner Dom, St.Reinoldi in Dortmund bis zur kleinen Stadtteilkirche in Essen oder Hagen – sie stehen für ihren Ort nicht minder als für die Kirche. Darum ist die Aufgabe und Ent-Widmung von Kirchen vielerorts notwendig, aber doch auch ein Symbol der Krise der Kirchen, die zu denken gibt.

Was könnte aus der Metropolregion Ruhrgebiet, z. B. aus Dortmund und Schwerte ausstrahlen?

Das ist mein letzter Punkt, bei dem ich am unsichersten bin. Gleichwohl einige Erwägungen.

1.) Die Metropolregion Ruhrgebiet verdankt ihre Buntheit den individuellen Profilen der Städte und der Einmaligkeit jedes Ortes. Diese dürfen nicht der Metropolregion geopfert werden. Im Gegenteil, sie sind weiterzuentwickeln. Kooperation und Konkurrenz sind in einer Metropolregion keine Gegensätze.

2.) Das könnte ein Muster auch für die Religionsvielfalt in der Region sein. Auch in dieser Hinsicht wird beides gebraucht: Kooperation und Konkurrenz. Wo und wie entsteht so etwas wie eine moderne, interreligiöse Kultur mit ihren Chancen und Grenzen?

3.) Die Mythen vom Revier: Was wurde aus den Taubenschlägen, in denen die Brieftauben zu Hause waren, die die Kumpel untertage am Wochenende aus den Schrebergärten auf den Weg schicken oder zurückerwarten?

4.) Die religiöse Dimension einer Situation, die durch die Dialektik von *Nicht mehr* (Kohle und Stahl) und *Noch nicht* wieder angekommen zu sein scheint in einer neuen postindustriellen Kultur? Nach Paulus ist die Dialektik von *Nicht mehr* zu Hause sein in der alten Tradition und *Noch nicht* angekommen sein im neuen Leben geradezu das entscheidende *Merkmal der christlichen Freiheit*.

Vielleicht ist die gegenwärtige Situation der Kirche und der Städte im Revier viel produktiver als in vermeintlich etablierten Städten und Ländern anderswo.

Gott im Revier: Gott in Dortmund, Schwerte oder Bochum: dass es darauf keine eindeutige, klare Antwort gibt, ist kein Schaden. Die Offenheit für Überraschungen, das sich Ausstrecken nach dem Geist Gottes hier und heute, und den Mut anzupacken, weil es keiner sonst tut, darin liegt die Hoffnung fürs Revier und für die Kirche.

Prof. em. Dr. Wolfgang Grünberg
Arbeitsstelle Kirche und Stadt
Sedanstr. 19
20145 Hamburg
wolfgang.gruenberg@uni-hamburg.de